

ben werden, so bedeute das noch lange nicht dasselbe: „Der Deutschtiroler würde sich als Bauer verstehen – und auch von den anderen als solcher angesehen werden –, der aus Mangel an Grund und Boden gezwungen ist, einer Nebenbeschäftigung nachzugehen. Der italienische Haushaltsvorstand würde wahrscheinlich auf der Erklärung bestehen, daß er einen Beruf ausübe und nur deshalb Landwirtschaft betreibe, weil er nicht genügend Kunden hätte.“ (S. 17)

Als diese Forschungsergebnisse 1974 unter dem Titel *The Hidden Frontier. Ecology and Ethnicity in an Alpine Valley* publiziert wurden, stießen sie im angelsächsischen Sprachraum auf lebhaftere Rezeption. Der innovative Ansatz machte das Werk bald zu einem Klassiker einer kritischen Kulturanthropologie. Trotzdem oder gerade deswegen mußten noch zwanzig Jahre vergehen, ehe die Studie 1993 zuerst in italienischer und 1995 auch in deutscher Übersetzung veröffentlicht wurde. Bis zu diesem Zeitpunkt wurden die Ergebnisse der beiden Kulturanthropologen von der einheimischen Volkskunde nicht nur kaum rezipiert, sondern sogar bewußt abgewehrt.

Der Wiener Volkskundler Reinhard Johler skizziert in einem Nachwort zur deutschen Übersetzung die inner- und außerwissenschaftlichen Faktoren, welche die fehlende Rezeption der Studie in der deutschsprachigen Volkskunde und damit auch ihre verspätete Übersetzung bewirkt haben. Die Volkskunde entwickelte sich im Zuge der zunehmenden Nationalisierung von Wissen zu einer Disziplin, welche die Intaktheit und Harmonie des ländlichen Lebens darstellen wollte und das Urbane als Bedrohung empfand, Tra-

dition gegen Modernität ausspielte und die Beständigkeit bäuerlicher Lebenswelten beschwor, statt deren Veränderungen zu analysieren. Bis in die 1960er Jahre suchte eine deutschnationale Volkskunde – besonders an der ‚Grenze‘ und im ideologischen Kontext des ‚Volkstumskampfes‘ – nicht die Erklärung für ethnische Differenzen, sondern die pseudowissenschaftliche Legitimation politischer, kultureller und ethnischer Ab- und Ausgrenzungen. Die Studie von Cole und Wolf hingegen ist ein überzeugendes Plädoyer für Grenzüberschreitungen: Methodisch durch ihre interdisziplinäre Orientierung, epistemologisch durch ihre Offenheit in der Wahrnehmung der Phänomene, theoretisch in der Erklärung der unsichtbaren ethnischen Grenze als kulturelles Konstrukt.

Martha Verdorfer, Bozen

Anmerkung:

1 Sowohl in der Größe der beiden Dörfer als auch in ihrer politischen und kirchlichen Organisation sind seit dieser Feldforschung in den 60er Jahren Veränderungen eingetreten. Während die Einwohnerzahl in Tret von ca. 270 auf ca. 200 zurückgegangen ist, hat die Bevölkerung in St. Felix von ca. 300 auf ca. 400 zugenommen. St. Felix ist außerdem inzwischen mit einer Nachbargemeinde (Unsere liebe Frau im Walde) zusammengelegt worden.

Reinhard Sieder, Heinz Steinert u. Emmerich Tálos, Hg., Österreich 1945–1995. Gesellschaft, Politik, Kultur, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1995.

Sammelbände haben ihre Vor- und Nachteile. Der eindeutige Vorteil ist, daß Spe-

zialisten herangezogen werden können, die (hoffentlich) sachkundig ihre Fachkenntnisse ausbreiten. Der Nachteil ist: Bei über 50 Mitarbeitern kann eine einheitliche Interpretationslinie nicht erwartet werden, und das macht eine durchgehende Lektüre mühsam und eine Rezension immer willkürlich. Jeder Autor – ein für alle Mal: Wenn ich ein männliches Wort gebrauche, meine ich auch die weibliche Form mit – verwendet sein eigenes Sprachmuster, unterlegt seine impliziten Theorievorstellungen, hat kaum einen Bezug zu den anderen Autoren. Wer die Leiden eines Herausgebers kennt, weiß auch, daß seine Hauptmühe darin besteht, mit Drohungen und Schmeicheleien die Autoren zur Abgabe der Manuskripte zu verpflichten.

Das vorausgesetzt, ist ein respektabler, neue Forschungsperspektiven eröffnender Band gelungen. Der Untertitel heißt: Gesellschaft, Politik, Kultur – hier gibt es keine Wirtschaft, die offenbar von der Gesellschaft geschluckt wird; die brillante Einleitung, die ziemlich eindeutig die Handschrift von Reinhard Sieder trägt, bezieht sich auf Wirtschaft, Gesellschaft und Politik – hier ist nur die Kultur verschwunden und vermutlich unter Gesellschaft subsumiert. Was meint nun „Gesellschaft“ in diesem Band? Einen Sektor oder einen Überbegriff?

Das entscheidende Periodisierungsjahr ist 1980, soweit reicht der erste Teil, während der zweite Teil mit diesem Jahr beginnt und der dritte Teil Längsschnitte von 1945 bis 1995 enthält. Ich nehme fairerweise an, daß 1945 zwar als Jahr, 1980 aber als Jahrzehnt gemeint ist, denn es gibt keinen einzigen Indikator, der für 1980 als Jahr des Strukturbruches spre-

chen würde. Diese Periodisierung ergibt ihren Sinn aus dem von Sieder unterlegten Konzept des Fordismus und Postfordismus. Nach Otto Hwaletz (*Über den Prozeß der Akkumulation und Kapitalverwertung in Österreich*, 1990) haben die Herausgeber nun ein Konzept für die Geschichte der Zweiten Republik vorgelegt, das eine sinnvolle Strukturdiskussion ermöglicht und die Forschung weiter beschäftigen sollte.

Mir stellen sich dabei zwei Fragen: Erstens, wie weit ist das Konzept von dem weltanschaulich eindeutigen marxistischen Entstehungszusammenhang ablösbar? (Damit kein Irrtum entsteht: Mich stört nicht der marxistische Mutterboden, sondern die Gefahr, daß eine falsche marxistische Arbeitswerttheorie und Akkumulationstheorie eingeschmuggelt wird). Zweitens, wann beginnt der Fordismus in Österreich? Wenn der Massenkonsum als notwendiger Faktor des Fordismus angenommen wird, fallen die vierziger Jahre aus, daher ist eine Periodisierung 1945–1980 bei diesem Konzept sinnlos, es bleiben wohl nur die 1950er Jahre als Beginn. Zu überlegen wäre, ob das Staatsvertragsjahr 1955 dadurch nicht eine neue, nun gesellschaftsgeschichtlich unterfütterte Bedeutung gewinnen könnte. Kein theoretisches Problem bereitet das Ende des Fordismus in den 1980er Jahren. Immer mehr zeigen sich die 1980er Jahre – von den verschiedensten Perspektiven her – als entscheidende Wasserscheide. Hiezu findet sich auch auf Seite 29 der Einleitung eine meisterhafte Skizze der politischen und sozialen Situation dieser Jahre. Der Jammer ist nur, daß dieses schöne Konzept in der Einleitung stehen bleibt, und die Auto-

ren – mit Ausnahme des äußerst lesenswerten Aufsatzes von Inge Karazman-Morawetz – darauf keinen Bezug nehmen. Das ist eben der Nachteil der meisten Sammelbände (siehe oben).

Der Darstellungsteil beginnt mikrohistorisch: mit einem Dorf; eine kluge, am Puls der Zeit verlaufende Analyse, die bis 1950 reicht. Kontrastierend dazu steht das „Stadtleben“, der Alltag in Wien von 1945 bis 1955. Warum wurde das eine Mal als Ende 1950, das andere Mal 1955 gewählt? Dafür fehlt jede Begründung. Sehr blaß bleibt die Geschichte der Parteien. Inzwischen sollte sich doch auch unter den Historikern herumgesprochen haben, daß es eine politikwissenschaftliche Parteienforschung gibt, die man nicht ungestraft ignorieren darf. Kommt zu dieser Ignoranz noch eine sozialdemokratische Voreingenommenheit hinzu, dann zeitigt dies ein Ergebnis, das den Anteil der SPÖ bei der Gründung der VdU völlig herunterspielt, zwar die Öffnung der ÖVP gegenüber den ehemaligen Nationalsozialisten kritisiert, von der Rolle des BSA aber schweigt. Dieser sozialdemokratische *bias* setzt sich im Artikel über die Alleinregierung der ÖVP fort. Dort erfährt man merkwürdigerweise über die Oppositionspartei mehr als über die Regierungspartei. Das zusammenfassende Urteil, die ÖVP-Alleinregierung habe keine nachhaltige Spuren hinterlassen, unterstreicht nur dieses Vorurteil des Verfassers. Wie wäre es mit dem ORF-Gesetz, dem Beginn der Bildungsreform, mit der Umstellung im Wohnungsbau?

Schwendter und Stocker stricken fleißig am Mythos der 68er Generation. Was sie aber zeigen können – sieht man von einigen Übertreibungen ab –, ist die Verschie-

bung der kulturellen Hegemonie, der eine am Beispiel der Provinz, der andere am Beispiel der *Arena*-Besetzung von 1976. Mit der Verschiebung von 1968 ins Jahr 1976 ist ein interessantes Interpretationsfeld eröffnet, das Fragen nach ökonomischen und kulturellen Synchronisationen erlaubt. Dazu steuert auch Gunther Tichy mit einer originellen Interpretation des Austro-Keynesianismus einiges bei. Die Studien von Lieselotte Wohlgenannt und Karl Aiginger lassen sich dahingehend zusammenfassen, daß Österreich in den 1980er Jahren am Beginn einer Zweidrittel-Gesellschaft stand, die sich in den 1990er Jahren fortsetzte und 1996, durch das Sparpaket, wohl noch eine schärfere Durchzeichnung erfuhr.

Es gibt noch eine Reihe von bemerkenswerten Artikeln in diesem Band, die weitere Forschungen anregen können. Als Rezensent stecke ich aber jetzt in einem Dilemma: Alle Beiträge durchzugehen, Einwände zu formulieren, ist aus Platzgründen unmöglich und wäre auch langweilig, andererseits ist es unfair gegenüber den weiteren Autoren. Ich bekenne dieses Dilemma und nenne nur jene Beiträge, die mich zum Weiterdenken inspiriert haben, im Gegensatz zu anderen, die eben nur das Bekannte wiederholen: Berghold und Ottomeyer über den Populismus, Karazman-Morawetz über Arbeit und Konsum, Haerpfer über politische Partizipation, Fischer-Kowalski und Payer über den Umgang mit der Natur, Gehler und Sickinger über die Skandale.

Wichtiger als die Einzelkritik scheint mir eine andere Überlegung. An diesem Sammelband sind neben Historikern Politikwissenschaftler, Juristen, Ökonomen, Soziologen, Kommunikationswissen-

schaftler, Theologen beteiligt. Denkt man andere Sammelbände aus dem Verlag für Gesellschaftskritik hinzu („*Austrofaschismus*“, *NS-Herrschaft in Österreich*), dazu der Sammelband *Handbuch des politischen Systems Österreichs: Erste Republik* bei Manz, dann verliert die Zeitgeschichte als historische Disziplin ihren wichtigstuerischen Alleinanspruch an der jüngeren Geschichte. Tatsächlich zeichnet sich eine einheitliche Sozialwissenschaft ab, mit demselben Gegenstand, denselben Methoden und Theorien, von der Pierre Bourdieu unlängst gesprochen hat (in: *Geschichte und Gesellschaft* 22, 1996, S. 68 f.). Dann wäre die Geschichte eine historische Soziologie, die Soziologie eine Sozialgeschichte der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. Diese Vereinigung entsteht aber hier in Österreich nicht so sehr aus theoretischen Disziplinreflexionen, sie ist ein Ergebnis der praktischen Arbeit. Was jedoch ansteht, ist ein wirklicher gegenseitiger Lernprozeß und gezielte Dialogbeziehungen.

Ernst Hanisch, Salzburg

Frühjahr 1996

Karl Reitter

Der König ist nackt

Eine Kritik an Sigmund Freud

Wien 1996, 198 S., öS 248,-

Ausgehend von den Arbeiten des Psychoanalytikers und Philosophen Cornelius Castoriadis unternimmt Karl Reitter in seiner umfassenden Arbeit eine fundamentale Analyse des Freudschen Lehrgebäudes. Er legt die »tragenden Säulen« der Freudschen Architektonik frei und führt sie einer detaillierten Kritik zu. Besonders problematisch und diskussionswürdig erscheinen Reitter die Metapsychologie, die Definition von Sexualität und die Lehre vom Ödipuskomplex, die dem Freudschen Begriff des Unbewußten Inhalt und Dynamik verleihen. Der Ödipuskomplex wurde als universal gültiges und notwendiges Schema verstanden, um die menschliche Imagination zu funktionalisieren. Karl Reitter kommt in bezug auf den Ödipuskomplex zum Ergebnis, daß seine Lehre das konkrete Erleben weitgehend entwertet. Die Tendenz der psychoanalytischen Praxis geht mittlerweile weg von »Ödipus« als primärem Erklärungsmuster für seelische Störungen. Aber welche Konsequenz folgt daraus? Das Ende der Psychoanalyse?



VERLAG FÜR
GESELLSCHAFTSKRITIK